

(Nachdruck verboten.)

16)

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Ich will Euch was sagen,“ sagte William, „hütet lieber Eure Zungen; wenn die oben von solchen Redensarten was erfahren, könntet Ihr wohl bald Eure Stellen hier verlieren — und solche wie hier finden sich so leicht nicht wieder.“

„Meine Stelle verlieren!“ sagte Sarah — „was mach' ich mir daraus! Machen Sie sich nur keine Sorge um mich, ich werde schon immer wieder 'ne andre Stelle finden. Aber da wir doch nun mal dabei sind, kann ich Ihnen sagen, daß Sie viel näher daran sind, Ihre Stellung zu verlieren, als ich die meine.“

William zögerte und schien nach einer Antwort zu suchen. Inzwischen geboten Mrs. Latch und Mr. Leopold Schweigen.

Die Jodenhungen grinsten vor Vergnügen, Sarah sah ärgerlich drein, Mr. Swindles und Mr. Leopold machten nachdenkliche Gesichter. Die älteren Diensthofen hatten das Gefühl, daß die Sache sich nicht auf das Bedientenzimmer beschränken, sondern sicherlich noch an demselben Abend im „Roten Löwen“ wiederholt werden und am Morgen darauf womöglich das Stadtgespräch bilden würde.

Am folgenden Tage sah Esther etwa um vier Uhr Mrs. Barfield, Miß Mary und Peggy über den Hof dem Garten zuschreiten, und als sie bald darauf nach dem Holzschuppen ging, sah sie Peggy eiligen Schrittes und vorsichtig unter dem Schutz des dichten immergrünen Gesträuches aus dem Garten zurückkommen und in das Haus hineinschlüpfen.

Sofort eilte Esther in die Küche zurück und wartete auf den Klang der Salonglocke. Sie brauchte nicht lange zu warten, die Glocke ertönte, aber so schwach, daß Esther sich sagte:

„Sie hat sie kaum berührt, das ist ein verabredetes Signal, er hat sicher schon darauf gewartet, und die andern sollten es nicht hören.“

Sie mußte an das viele, viele Geld denken, das, wie sie gehört hatte, die junge Dame besaß, und an die schönen Kleider, welche sie stets trug. Wie konnte sie dagegen ankämpfen wollen? Sie, mit ihrem armseligen Kattunkleide und ihrem Diensthofenlohn! Nein, jetzt wird er sie sicherlich nie wieder ansehen. . . . Aber o, wie böse und wie gottlos war dies doch alles! Wie konnte eine, die so viel schon hatte, von einer, die so wenig besaß, noch etwas stehlen? Na, es war sehr grausam und sehr gottlos, und es würde sicher weder für sie, noch für ihn gut enden, davon war sie überzeugt; denn Gott strafte die Bösen immer. Sie wußte, daß William Peggy nicht liebte, und es war eine Sünde und Schande von ihm nach dem, was er ihr versprochen hatte, nach dem, was zwischen ihnen beiden passiert war.

Wie hätte sie geglaubt, daß er so falsch sein könnte; und plötzlich flammte ein glühender Haß auf das Mädchen, die ihn ihr geraubt hatte, in ihrem Herzen auf. Jetzt saß er sicherlich an ihrer Seite im Salon. Da, wo er hingegangen war, durfte sie ihm nicht folgen. Er war hinaufgegangen zu großen, reichen Leuten, die ihre Tage in Faulheit und in Sünde verlebten, die die ganzen Tage über aßen und tranken und spielten und wetteten und an gar nichts andres dachten und sich von Mitmenschen bedienen ließen, die ihnen gehorchen und jeden Wunsch erfüllen mußten. Sie wußte sehr wohl, daß diese reichen Leute ihre Diensthofen als untergeordnete Geschöpfe betrachteten. Aber warum? War sie nicht aus dem gleichen Fleisch und Blut gemacht wie jene? Peggy trug ein schönes Kleid und sie ein schlechtes, aber darum war jene doch nichts Besseres als sie. Wenn man ihr das Kleid wegnahm, war sie nichts andres als sie, eine Frau gerade wie sie auch.

Sie schritt durch die grüne Thür hindurch den breiten Korridor entlang. Endlich befand sie sich am Fuße der mächtigen, glatt polierten eichenen Treppe, die von einem großen, buntfarbigen Fenster erhellte wurde, zu dessen beiden Seiten marmorne Statuen aufgestellt waren. Auf

dem ersten Treppenabsatz standen Säulen und blaue Vasen, und gestickte Vorhänge hingen vor den Fenstern. Wie im Traume sah das Mädchen alle diese Sachen, wie im Traume sah sie die Menge von hellen Thüren und konnte sich zuerst nicht entscheiden, welche von den vielen wohl die Salonthür sein mochte, hinter der, in eben diesem Augenblick William, zwischen den goldenen Möbeln und weichen Teppichen in der warmen, parfümierten Luft, den Worten des gottlosen Weibes lauschte, die ihn von ihr gelockt und ihr geraubt hatte.

Möglich, ohne daß sie es erwartete, öffnete sich eine Thür und William trat heraus; als er Esther erblickte, wußte er zuerst nicht, ob er sich zurückziehen oder herankommen sollte. Dann flog ein gemischter Ausdruck von Zorn und Furcht über sein Antlitz, er trat ihr rasch entgegen und sagte:

„Was machst Du denn hier?“ Und dann mit veränderter Stimme: „Das ist gegen die Hausordnung, Du weißt es doch.“

„Ich will die da drin sehen,“ erwiderte Esther.

„Weiter nichts? Willst Du ihr vielleicht auch etwas sagen? Na, das erlaube ich nun mal nicht; was soll denn das heißen, daß Du mir hier nachläufst und aufslauerst?“

„Ich habe ihr etwas zu sagen.“

„Darüber wollen wir in der Küche miteinander reden,“ erwiderte William, packte sie bei den Schultern und zwang sie so, vor ihm her zu marschieren. Sie sah, wie die junge Dame, ihr Taschentuch vor dem Gesicht, rasch die zweite Treppe hinaufstief. Esther machte eine Bewegung, als ob sie ihr folgen wollte, aber William hielt sie davon zurück. Sie wandte sich um, riß sich von ihm los, ging den Korridor hinab und betrat die Küche. Ihr Gesicht war totenbleich, ihre kurzen, kräftigen Arme hingen zitternd herab, und William sah, daß er sie jetzt vor allen Dingen nicht in Zorn bringen durfte.

„Nun hör' mal zu, Esther,“ sagte er, „Du solltest mir vertensfelt dankbar sein, daß ich Dich verhindert habe, etwas Blödsinniges anzustellen.“

Esthers Augenlider zitterten und ihre Augen wurden ganz groß. Zorn, aber sie konnte zuerst nicht sprechen.

„Wenn um Miß Margarete —“ fuhr William fort.

„Geh fort von mir! Geh fort!“ schrie sie.

Die glänzende Klinge eines großen, scharfen Messers auf dem Küchentisch fiel ihr in die Augen; vor ihren Blicken wurde alles rot, sie ergriff das Messer und ramte damit auf William zu. William wich eilig zurück, und Mrs. Latch fiel ihr in den Arm. Esther schrie laut auf und warf das Messer nach ihm; sie hatte die Wand getroffen, dort fiel es mit lautem Klirren zu Boden. Sie riß sich von Mrs. Latch los und wollte das Messer von neuem ergreifen. In diesem Augenblick aber verließen sie ihre Kräfte und sie fiel ohnmächtig zurück.

„Was hast Du denn dem Mädchen gethan?“ fragte Mrs. Latch.

„Nichts, Mutter! Wir haben uns eben ein bißchen gezankt, das ist alles. Sie ist eifersüchtig, weil ich mit Sarah spazieren gehe.“

„Das ist nicht wahr. Ich kann Dir die Lüge vom Gesicht ablesen; ein braves Mädchen greift nicht zum Messer, bevor ein Mann sie halb wahnsinnig gemacht hat.“

„So ist's recht; nimm nur immer Partei gegen Deinen Sohn! Wenn Du mir nicht glauben willst, kannst Du sie ja selber fragen.“

Er wandte sich auf dem Absatz um und ging zur Küche hinaus und auf den Hof. Mrs. Latch sah ihm nach, wie er in den Hof hinab und den Ställen zuschritt; dann wusch sie Esthers Antlitz mit kaltem Wasser, und als diese die Augen öffnete, blickte sie die alte Frau fragend an und begriff zuerst gar nicht, was passiert war.

„Na, geht's Ihnen nun besser, mein Kind?“

„D ja, aber — aber — was —“ dann kehrte ihr die Erinnerung zurück. „Ist er fort? Hab' ich ihn getroffen? Ich erinnere mich jetzt, daß ich —“

„Nein, Sie haben ihn nicht getroffen.“

„Ich will ihn nie wiedersehen! Nie wieder! Ich muß wahnsinnig gewesen sein; ich wußte gar nicht mehr, was ich that.“

„Sie können mir ein andres Mal die ganze Geschichte erzählen.“

„Sagen Sie mir nur, wo er ist. Ich muß das wissen.“

„Ich glaube, er ist nach dem Stall gegangen, aber Sie

dürfen ihm jetzt nicht nachlaufen. Morgen könnt Ihr Euch sprechen."

"Ich will ihm gar nicht nachlaufen. Aber habe ich ihn wirklich getroffen? Nur das will ich wissen!"

"Nein, nein, es ist ihm nichts geschehen. — So, nun geht's Ihnen schon besser. Stützen Sie sich nur auf mich! Ich werde Sie hinaufführen in Ihr Zimmer. Wenn Sie erst im Bette sind, werden Sie sich schnell erholen. Ich werde Ihnen eine Tasse Thee hinaufbringen."

"O danke, danke sehr! Aber wie werden Sie denn mit dem Mittagessen fertig werden?"

"Ich werde schon fertig werden. Gehen Sie nur hinauf und legen Sie sich hin!"

Eine leise Stimme der Hoffnung sagte Esther in ihrem Herzen, daß William ihr vielleicht doch noch zurückkehren werde. Abends stand sie wieder auf aus dem Bett und ging hinunter. Die Küche war ganz voll von Menschen. Margarete, Sarah und die Grover waren da, und sie hörte, daß gleich nach dem Luncheon Mr. Leopold zum Herrn gerufen worden war und den Befehl erhalten hatte, William ein Monatsgehalt auszuzahlen und ihn sofort zum Hause hinauszuerwerfen. Sarah, Margarete und die Grover beobachteten Esthers Gesicht, als sie dies hörte, und waren erstaunt über den gleichgültigen Ausdruck, der auf ihren Zügen lag. Sie schienen sich sogar zu freuen, und sie freute sich in der That! Etwas Besseres hätte ja gar nicht passieren können. Nun man William von ihrer Nebenbuhlerin entfernt hatte und ihr böser Einfluß nicht mehr auf ihn wirken konnte, würde er sicherlich zu ihr zurückkehren.

O, wenn er ihr nur das leiseste Zeichen von Zuneigung zukommen ließ! Sofort wollte sie zu ihm gehen und ihm alles vergeben!

Aber ein bißchen später, als das Mittagsgeschirr vom Eszimmer herunterkam, durchlief ein Flüstern die Küche, daß Peggy oben vermißt würde . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Cadouls zwanzig frank.

Von Michel Thibars. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Zur Zeit, da diese Geschichte spielte, war Alphonse Cadoul noch nicht der berühmte Lustspieldichter, dessen Namen heute die Theaterzettel der Anschlagssäulen gepachtet zu haben scheinen.

Damals war er nur ein bescheidener Ministerialbeamter mit 2400 Franks Jahresgehalt, der vom fünften Tage eines jeden Monats bis zur nächsten Gehaltszahlung einen verzweifeltsten Kampf ums Dasein zu kämpfen hatte.

Ein ausgesucht schlechter Beamter übrigens, lenkte Cadoul nur durch seine Unpünktlichkeit die Aufmerksamkeit der hohen und höchsten Vorgesetzten auf sich; namentlich die Aufmerksamkeit Herrn Madurines, seines Bureauchefs, dessen vier Haare — die einzigen, die er auf seinem ehrenwerten Schädel vor dem Zahn der Zeit zu retten gewußt hatte — täglich vor Unwillen über Cadouls Unpünktlichkeit zu Berge stiegen.

Herr Madurine, der sich Tag für Tag mit fahrplannähiger Pünktlichkeit Schlag zehn Uhr vor seinem Schreibtisch niederließ, betrachtete Zuspätkommen geradezu als ein todeswürdiges Verbrechen.

Nach diversen, leider nutzlosen Verweisen und Verwarnungen, die er dem unpünktlichen Beamten durch den Mund des Unterchefs hatte erteilen lassen, beschloß der hohe Vorgesetzte in höchstignorer Person gegen diesen Unfug einzuschreiten, ein Exempel zu statuieren, das Cadoul und sämtliche andern Beamten seines Ressorts einen heilsamen Schrecken einjagen sollte.

Eines Morgens um 10³⁰ Uhr klingelte er dem Bureauaudiener.

"Ich lasse Herrn Cadoul bitten, zu mir zu kommen."

"Herr Cadoul ist noch nicht da," meldete der Bureauaudiener.

Die vier Haare des Chefs sträubten sich in einer unheilkündenden Art und Weise.

"Es ist gut! . . . Sie werden ihn zu mir schicken, sobald er kommt."

Erst um 12³⁰ Uhr hielt Alphonse Cadoul seinen Einzug in das Kabinett des gestrengen Chefs, einen Einzug freilich, der an alles andre, als an den Einzug eines Triumphators erinnerte. Durch seine Kollegen über das drohende Ungewitter informiert, welches sich unter den Haaren des Chefs zusammengeballt hatte, ließ der angehende Lustspieldichter den Kopf hängen und krümmte den Rücken, als erwartete er im nächsten Augenblick ein kaltes Sturzbad.

"Ah! . . . Ah! . . . Da sind Sie ja endlich, mein Herr!" begann Herr Madurine mit einer schrecklichen Fronte im Ton. "Um 1 Uhr gerufen Sie also zum Dienst zu kommen?"

Dabei warf er einen wilden Blick auf die Uhr.

Einen Moment dachte Cadoul daran, einzuwenden, die Uhr gehe vielleicht etwas vor, aber dann erwog er sehr vernünftig, daß eine Uhr in 24 Stunden schließlich 2³/₄ Stunden vorgehen kann, besonders eine im Staatsdienst stehende Uhr, die gewissermaßen zu ganz besonderer Pünktlichkeit verpflichtet ist. Er zog es also vor zu antworten, richtiger gesagt, zu stammeln, eine wichtige Familienangelegenheit sei die Ursache seiner Verspätung.

"Familienangelegenheit? Das ist leicht gesagt!" entgegnete der Chef mit einem boshaften Hohnlächeln. "Ich bin wirklich neugierig, zu erfahren, was das für eine Familienangelegenheit ist?"

"Was für eine Familienangelegenheit? . . . Ja, wenn ich das nur selbst wüßte?" fragte Cadoul zurück — natürlich nur im Stillen.

Laut dagegen flotterte er vorlegen:

"Mein Herr, ich . . . ich . . ."

"Sie bilden sich doch nicht etwa ein, ich werde mich mit einer so lächerlichen Entschuldigung zufrieden geben?"

"Mein Gott . . . ja, mein Herr . . . Die Angelegenheit ist . . . ist sehr desilater Natur . . . und . . . und wenn Sie . . . wenn Sie die Güte haben wollten . . . kurz, ich möchte Sie inständigst bitten, nicht weiter in mich zu dringen . . ."

Das war natürlich im Gegenteil ein Grund mehr für Herrn Madurine, nur immer heftiger in seinen Untergebenen zu dringen. Er ging sogar noch weiter: er befahl einfach. Seine vier Haare richteten sich wütend in die Höhe, und hinter ihnen sah der unglückliche Alphonse das Gespenst des Gehaltabzugs und anderer mehr oder minder schwerer Disciplinarstrafen auftauchen.

"Teufel! das macht warm!" sagte er — wieder zu sich. Laut fügte er hinzu:

"Wenn es denn sein muß, mein Herr, will ich Ihnen alles sagen, obwohl es mir schwer, unfäglich schwer fällt, das Geständnis meiner Armut abzulegen."

Und mit einem Aufwand von Einzelheiten, welcher der Fruchtbarkeit seiner Phantasie die größte Ehre machte, er fand er in alter Geschwindigkeit einen Onkel, der weit, sehr weit, ganz unten im Süden wohnte, einen alten, sehr alten, außerordentlich alten Onkel, der außerdem kränklich, bedauernswert kränklich war. Aber das war noch nicht alles. Dieser alte Onkel, der nach dem Tode seiner Eltern Vaterstelle an ihm vertreten hatte, war mittellos, vollkommen mittellos — man konnte überhaupt nicht mittelloser sein. Und er, Cadoul, unterhielt sich seinem Gehalt nicht nur sich, sondern auch diesen ehrwürdigen Greis. Doch was kam man mit 2400 fr. Gehalt viel anfangen? Cadoul mußte jeden Monat wahre Wunder an Scharfsinn und Diplomatie vollbringen. Wenn er, wie z. B. heute, zu spät ins Bureau kam, so war nur der ehrwürdige Onkel im Süden die Veranlassung. Seinetwegen war er wieder einmal von Pontius zu Pilatus gelaufen, um den halben oder ganzen Louisdor, welchen der Onkel brauchte, unter bisweilen ach! so bitteren Demütigungen und Erniedrigungen zu borgen . . . jawohl!

Einfach rührend! Uebrigens weniger die Geschichte vom alten Onkel als der Ton, in welchem sie erzählt wurde. Dieser verteuflerte Cadoul verriet schon damals ein ganz bedeutendes Talent fürs Theater. Er spielte seine kleine Scene mit einer geradezu vollendeten Kunst. Geberden, Intonation, Ausdruck — alles meisterhaft! Sogar das von innerer Bewegung zeugende Zittern der Stimme am Schluß . . . Selbst Herr Madurine, der wirklich über jeden Verdacht erhaben war, als leide er an einem Uebermaß von Empfindsamkeit, — selbst er war hingerissen.

"Ich gebe zu . . ." erwiderte er in milderem Tone, während seine vier Haare sich langsam legten, augenscheinlich ebenfalls weichgestimmt durch die rührende Erzählung, "ich gebe zu, daß Ihre Lage sehr . . . sehr bedauernswert ist; aber, mein lieber Freund, die Verwaltung kann darauf keine Rücksicht nehmen."

"Das weiß ich wohl, mein Herr."

"Wenn Sie sich in augenblicklicher Verlegenheit befinden, warum wenden Sie sich nicht an Ihren Bureauchef?"

"An Sie?" rief Cadoul und riß Mund und Augen weit auf.

"O! mein Herr, so etwas würde ich niemals wagen . . ."

"Sehr unrecht von Ihnen. Ein Bureauchef muß nicht bloß der Vorgesetzte . . . er muß auch wie ein Vater für seine Untergebenen sein und empfinden . . . Haben Sie nun wenigstens den ganzen oder halben Louisdor gefunden, den Sie heute brauchten?"

"Leider nein!" antwortete Cadoul, dessen Herz, von Hoffnung geschwella, plögllich schneller zu schlagen begann.

"Hier! Nehmen Sie!" sagte heheitsvoll Herr Madurine, indem er sein Portemonnaie öffnete und Cadoul 20 Frank reichete. "Und merken Sie sich: ich erweise Ihnen diese kleine Gefälligkeit mit Freuden, damit Sie Ihren Kollegen nicht weiterhin das verderbliche Beispiel der Unpünktlichkeit geben."

Cadoul war vor Verwunderung sprachlos. Er nahm den Louisdor, erschöpfte sich in Dankfugungen und kehrte ins Bureau zurück, wo er vor den Augen seiner verblüfftesten Kollegen einen phantastischen Gale-walk egeuturierte.

"Es ist also alles gut abgelaufen?" fragte einer. "Der Chef war nicht zu ruppig?"

"Daß keiner von Ihnen sich in Zukunft einfallen läßt, an die vier Haare des Herrn Madurine zu rühren!" erklärte feierlich der künftige Lustspieldichter. "Er hat mir 20 Frank geborgt — von jetzt an ist er für mich geheiligt! . . . Herr Madurine ist ein Bruder . . . was sage ich, ein Bruder! . . . er ist ein Vater! . . . Er hat erklärt, er betrachte sich als unser aller Vater!"

Am nächsten morgen — o Wunder! — erschien Alphonse Cadoul als Erster im Bureau. Allgemeines Erstarrten. Vom Bureaudiener bis zum ältesten Schreiber. Der Unterkoch wollte seinen Augen nicht trauen und verglich schnell seine Uhr mit der des Ministeriums, um sich zu vergewissern, daß nicht etwa er selbst sich verspätet hätte.

Nur Herr Madurine war nicht erstarrt.

„Die Menschen kennen — das ist Haupterfordernis für den, der berufen ist, Menschen zu führen!“ murmelte er, sich in die Brust werfend. „Diesen Menschen da habe ich durch einen einzigen Blick pünktlich wie einen Chronometer gemacht!“

Der geniale „Menschenführer“ sollte sich nicht lange in seinem Glück sonnen.

Schon am nächsten Morgen traf der Chronometer mit einer Stunde Verspätung ein, am darauf folgenden Morgen mit zwei. Am dritten Tage nahmen die vier Haare des Chefs wieder ihre vertikale Stellung ein.

Abermals citierte er den unpünktlichen Beamten vor sein Angesicht.

„Aber mein Herr . . .!“ begann er.

Cadoul ließ ihn nicht ausprechen.

„Ja, mein Herr . . .“ unterbrach er ihn mit thränenersühter Stimme. „Ich weiß, was Sie sagen wollen . . . Aber ich bin unschuldig, wahrhaftig! Lediglich meine Schüchternheit, meine dumme Schüchternheit ist schuld daran . . . Ich wagte nicht, ein zweites Mal von Ihrem großmütigen Anerkennen Gebrauch zu machen. Aber wenn Sie darauf bestehen . . . Ich muß Sie wieder um einen Louisdor bitten, mein Herr!“ schloß er mit verzweifelmtem Gesichtsausdruck.

Na, das Gesicht des Herrn Madurine hätten Ihr sehen sollen!

Aber durfte er „nein“ sagen? War er es nicht selbst gewesen, der durch seine unvorsichtigen Worte Cadoul zu diesem Appell an seine Börse ermutigt hatte?

Mit einer Grimasse entnahm er seinem Portemonnaie die geforderten 20 Frank. Aber gleichzeitig beschloß er, von nun ab die Verspätungen oder das Ausbleiben seines Untergebenen soviel wie möglich zu ignorieren. Dieses System schien ihm — ökonomischer.

Doch damit war Cadoul nicht gebient. Da der Berg nicht zu ihm kam, ging er eben zum Berg. Da sein Chef ihn nicht mehr rufen ließ, um ihn zu tadeln, suchte er seinen Chef auf, um ihn daran zu erinnern, daß er der „Vater seiner Beamten“ sei.

Sein Tarif schwankte nicht um eine Centime. Jedesmal zwanzig Frank.

Er war definitiv geheilt von dem, was er seine „dumme Schüchternheit“ nannte.

Eines Tages versuchte Herr Madurine, sich mit seinem Beamten auf der Basis von 10 Frank zu einigen —, Cadoul antwortete in äußerst respektvollem, aber festem Ton, daß ihm mit dieser Summe nicht gebient sei.

Herr Madurine entschloß sich, ihm einen Urlaub von acht Tagen zu bewilligen, damit er „seine Familienangelegenheiten ordnen könnte“ —, Cadoul mußte gewissenhaft seinen Urlaub aus und erschien erst am neunten Tage wieder. Resultat: 20 Frank.

Nun versuchte Herr Madurine ein andres Mittel. Er gab Befehl, Cadoul nicht vorzulassen, und weigerte sich, ihn zu empfangen. Cadoul erwartete ihn respektvoll auf der Treppe.

Es kam soweit, daß der unglückliche Herr Madurine nicht mehr wagte, sein Bureau zu verlassen, aus Furcht, auf den lästigen Cadoul zu stoßen, der, stets respektvoll, in irgend einem Korridor auf der Lauer lag.

Ursprünglich grau, waren die vier Haare des Chefs vollständig weiß geworden.

Es mußte ein Ende gemacht werden.

Eines Morgens fragte Herr Madurine beim Kommen den Bureaudiener:

„Ist Herr Cadoul da?“

„Ja wohl, mein Herr. Ich werde ihn sofort benachrichtigen, daß Sie ihn zu sprechen wünschen.“

„Nein, nein!“ wehrte Herr Madurine erschreckt ab.

Ohne sein Bureau betreten zu haben, machte er kehrt und kletterte die Treppe hinunter, wo er seinen Paletot hermetisch zuknöpfte, wie um den Zugang zur Tasche zu verteidigen, in welcher er sein Portemonnaie trug.

Verkehrte Welt! Von diesem Tage an war es der ehemals so pünktliche Herr Madurine, der durch seine Unpünktlichkeit unliebbar auffiel.

War Cadoul nicht da, rührte Herr Madurine sich nicht aus seinem Bureau. Sobald aber Cadoul erschien, beeilte sich Herr Madurine, auszufleischen.

Cadoul war nicht dumm. Er durchschaute bald die Gründe dieses sonderbaren Betragens. Er begriff, daß seine Anwesenheit dem Vorgesetzten unangenehm war.

Was that er also?

Mit einer heldenhaften Seelengröße opferte er sich, der brave Bursche! Er schied sich selbst in die Verbannung und erschien nur noch am Ultimo eines jeden Monats im Ministerium, um sein Gehalt in Empfang zu nehmen.

Und Cadoul war auch nicht undankbar. Er setzte sich hin und schrieb seinem Chef folgenden Brief:

Mein Herr!

Außerer Umstände halber ist es mir bisher leider nicht möglich gewesen, Ihnen mündlich auszubringen, wie unendlich dankbar ich Ihnen bin, wie tief ich mich in Ihrer Schuld fühle.

Meine Schuld ist eine doppelte; einmal eine moralische — für die unermeßliche Freundlichkeit, welche Sie so gütig waren, mir zu teil werden zu lassen; zweitens eine materielle, welche mich nicht weniger drückt.

Die erstere werde ich nie abtragen können. Meine Dankbarkeit wird erst mit dem Tode erlöschen.

Die zweite hoffe ich leichter tilgen zu können. Aber auch dazu bedarf ich Ihres gütigen Beistandes.

Meine ergebene Bitte an Sie geht also dahin, geneigtest für meine möglichst baldige Beförderung Sorge tragen zu wollen. Einmal in einer besser dotierten Stellung, hoffe ich wenigstens meine materielle Schuld nach und nach abtragen zu können.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung. Ihr ewig dankbarer Alphonse Cadoul. —

Kleines feuilleton.

K. Dem Südpol am nächsten. Den „Südpolrekord“ haben bekanntlich drei Teilnehmer der englischen Südpolarexpedition auf der „Discovery“, Kapitän Scott, Lieutenant Chadleton und der Zoologe Wilson, bei einer Schlittenreise aufgestellt, die sie in den Monaten November 1902 bis Februar 1903 unternahmen. Lieutenant Chadleton, der infolge einer Erkrankung seit längerem nach England zurückgekehrt ist, schildert diese denkwürdige Schlittenreise durch die Eiswüsten des Südpolarmees zum erstenmal ausführlich in einem längeren Artikel, den er in „Pearsons Magazine“ veröffentlicht, und dem wir folgendes entnehmen: „Als die Zeit für Schlittenreisen heranrückte, wurden eifrige Vorbereitungen getroffen, die Hunde trainiert, die Schlaffsäde gewechselt und die Pelt und Vorräte zurechtgelegt. Alles mußte bis auf die halbe Unze gewogen werden, denn da ein Mann nur für sechs Wochen Proviant und Kleidung für sich mitnehmen kann, mußte das Gewicht so gering wie möglich gestaltet werden. Als wir das erste Mal aufbrachen, waren ungefähr 57 Grad unter Null; wir mußten aber nach neun Tagen zurückkehren, da wir infolge der Kälte kaum schlafen konnten. Die Kleider wurden während solcher Schlittenreisen nie gewechselt, bis auf die Socken, die jeden Abend erneuert wurden, da sonst unsre Füße erfroren wären. Da wir Pelzstiefel anhatten, wurden die Füße natürlich warm und feucht, so daß die Strümpfe nachts gefroren waren. Auf jener ersten Reise wogen unsre Schlaffsäde ungefähr 6½ Kilogramm; infolge der Verdichtung unsres Atems und des Schmelzens von Eisteilen ringsum während der Nacht wogen sie bei unsrer Rückkehr etwas über 12½ Kilogramm. Man kann sich denken, wie allmählich wir unsren Weg in die gefrorene Bedeckung fanden, die wir langsam aufhauten; es war immer feucht darin. Auch das Wiederanziehen der gefrorenen Socken war sehr unangenehm; manchmal dauerte es dreiviertel Stunde, bis wir unsre Strümpfe und Stiefel anbekamen. Die Reise, bei der wir 82 Grad 17 Minuten südlicher Breite erreichten und den Südpolrekord mit über 200 geographischen Meilen schlugen, dauerte 94 Tage. Während des größten Teils der Reise marschierten wir 15 Meilen am Tage, gelangten aber nur 5 Meilen südwärts, da unsre Hunde 14 Tage nach Verlassen des Schiffs zu sterben begannen und wir die Hälfte unsrer Schlitten 5 Meilen vorwärts bringen, dann 5 Meilen zurückgehen und die andre Hälfte der Schlitten 5 Meilen vorwärts expedieren mußten. Nach einem Monat machten wir eine Niederlage von dem Proviant, den wir nicht nötig hatten, und gingen mit den wenigen überlebenden Hunden direkt nach Süden vor. Als unsre Hunde starben, verkürzten wir uns noch mehr die knappe Tagesration und zündeten auch, um Öl zu sparen, den Ofen nur zweimal täglich an. Unser kaltes Frühstück bestand aus 7 Stückchen Butter, ein wenig trockenem Seehundsfleisch und 1½ Zwiebeln. Die armen Hunde saßen immer bei den Mahlzeiten zu uns auf, in der Hoffnung auf einen herabfallenden Brocken; wir waren aber selbst knapp daran; da das Hundefutter verdorben war, so mußten wir meist am Ende eines Tages einen Hund töten, um die andren Tiere zu füttern. Die Zeit verging und wir wurden immer hungriger; wir begannen bald vom Essen zu träumen. So ging es Tag für Tag weiter. Am 31. Dezember erreichten wir unsren südlichsten Punkt; dort wurde die britische Flagge gehißt.“

Interessant ist die Eintragung vom Weihnachtstage 1902 in Lieutenant Chadletons Tagebuch: „Ein wundervoller Tag, der wärmste, den wir bis jetzt gehabt haben. Wir haben unsren besten Marsch seit dem Verlassen unsrer Niederlage gemacht: 10 geographische Meilen. Wir befördern jetzt alles selbst, da die Hunde thatsächlich nutzlos sind . . . Ich hatte für diesen Tag einen Plum pudding beiseite gelegt, als ich das Schiff verließ. Er wog nur sechs Unzen und war in meinen Socken — natürlich reinen — in meinem Schlaffsack versteckt. Ich hatte auch ein wenig Stechapfel, die ich vom Schiff mitgenommen hatte . . . Es war ein prächtiges Weihnachtsessen. Wir wollten den Pudding mit Brandy, wie es sich gehört, anzünden, fanden aber, daß dieser verdorben war. Wir waren heute Abend wirklich satt . . . Wir haben beschlossen, daß unsrer südlichster Punkt am 28. erreicht werden muß, denn, wie eine Untersuchung zeigte, haben der Kapitän und ich wieder Anzeichen von Skorbut. Es ist nicht ratsam, weiter zu gehen; denn wir sind dann ungefähr 130 Meilen von unsrer Niederlage entfernt, und die Hunde nützen zu nichts. . . .“ „Am 31. kamen wir,“ heißt es dann weiter, „auf unserm „äußersten Süden“ an. Wir saßen zur Rechten die riesigen

bis 14 000 Fuß hohen Berge, die wir entdeckt hatten; südwärts erstreckte sich die flache Eisebene, so weit man sehen konnte; ostwärts begrenzte wieder Eis den Horizont; im Norden schien die Sonne unverändert hell. Diese Sonne war Tag für Tag um uns gegangen, ohne je unterzugehen. Es war fast ebenso langweilig, wie die lange Winternacht. Der geringe Vorrat an Nahrung, die Anzeichen von Skorbut, die Hunde fast alle tot, und dabei wurden wir jeden Tag schwächer, — so waren wir gezwungen umzukehren. Zu unsren Leiden kam jetzt noch die Schneeblindheit hinzu; der Glanz von Sonne und Schnee zugleich reizt die Augen entsetzlich. Unsere Augen wurden bandagiert; wir wurden so an den Schlitten geführt, um ihn zu stoßen, und am Ende des Tagewerks wurde man vom Schlitten in das Zelt geführt. Anfang Januar herrschte oft Blizzard mit sehr nassem Schnee; der schmolz dann im Zelt und man lag die ganze Nacht in Wasser. Am 11. Januar hatten wir nur noch zwei Hunde. Schließlich fanden wir unsre Niederlage auf, worauf ich zusammenbrach und einen Blutsturz bekam. Darauf wurde alles, was nicht absolut notwendig war, weggenommen, und meine beiden Gefährten, Kapitän Scott und Dr. Wilson, beförderten jeder umgefähr 122 1/2 Kilogramm; ich konnte nichts thun, sondern nur vor den Schlitten mich weiter durchkämpfen. Dabei waren meine beiden Gefährten durch Nahrungsmangel und beginnenden Skorbut selbst keineswegs in guter Gesundheit; sie sorgten jedoch aufopfernd für mich. Am 8. Februar erreichten wir die „Discovery“ und fanden, daß das Erforschungsschiff „Morning“ dort gewesen war und uns Briefe und Nachrichten von der Außenwelt gebracht hatte . . .“

Kunst.

es. Bei Wertheim überwiegen diesmal die zeichnenden Künste. Georg Braumüller ist ein junges Talent, das auf dem Gebiete der Lithographie und des Holzschnitts eigne Wirkungen sucht und eigne Wege geht. Manchmal haben seine Epizoden, die er erzählt, noch etwas Unzusammenhängendes, das in gutem Sinne bezeichnend ist für seine Anfängerschaft. Er strebt nicht zum Genre, zum anekdotenartigen Erzählen. Darum dieser charakteristische Gesichtswinkel, der nicht die Dinge nach fertiger Schablone in Beziehung zu einander treten läßt. Sein perspektivisches Sehen macht ihm noch manchmal Schwierigkeiten. Aber daß er da nicht leichtfertig umgeht, das ist ein Zeichen: hier will ein Charakter im Besonderen hinaus. Er vergreift sich noch im Gegenstande und sucht Wirkungen, die außerhalb seiner Kraft liegen. Doch dieses Entgleiten aus christlichem, nachdenkendem Suchen ist nicht ohne Wert. Er lernt dabei die Mittel sorgsam und wäherisch gebrauchen. Man traut ihm zu, daß er auf diesen Gebieten einmal etwas Tüchtiges und Ehrliches zu sagen haben wird. Großzügig ist seine „Ruhe im Hafen“: Uebersticht über das Wasser, ein Krahn bildet den natürlichen Abschluß nach oben, vorn stehen ein paar Arbeiter. Dieses Bild fällt auf wegen seiner energischen Licht- und Schattenwirkung, und es scheint, als wäre hier sachgemäß aus dem Material heraus, dem Zwede gemäß gestaltet. Hier vertieft sich auch der Raum in freier Anordnung. Nächstdem hebe ich „Am See“, „Ueber den Dächern“ und „Schatten“ hervor. Bemerkenswert sind wegen ihrer Farbigkeit auch die „Schopfbühner“, Braumüller vergreift sich oft in den Maßen, die er noch nicht recht auszufüllen versteht. Dies wird ihm später besser gelingen. Jetzt erfreut sein technisches Können, sein ernstes Arbeiten.

Alois Kolb erstrebt gedankliche Wirkungen. Er folgt den Spuren Alingers. Dies sei nur gesagt, um die Richtung anzuzeigen. Er wertet das Leben und seine Geschehnisse und die Grundzüge dieses Treibens kristallisieren sich ihm zu festen Symbolen. In dem dreiteiligen Bilde „Menschen“ formt er den Taumel und die Rätsel, die uns erwarten, mit denen wir abzurechnen haben. Ein eigener freier Charakter kommt heraus in „Mode“ und „Spinnen“ (eine weibliche Gestalt in der Mitte, in den Händen des Reges allerlei Männerköpfe am Boden). Es ist manch Ueberkommenes und leicht Ueberkommenes in diesen Werken. Man möchte lieber nicht dieses feste, fertige Urteil, das die Formen härdigt. Lieber mehr Werden! Jedoch — nicht wünschen, sondern erkennen ist das Amt des Kritikers!

Wolfgang Müller ist ein dekoratives Talent. Sein „Fichtenwald mit Alpenglüh“ oder „Fichtenwald mit Abendhimmel“ könnte eine Tapete, einen Wandteppich abgeben, so verflochten sind die Zweige auf rotem Grunde und so zart zu einander gestimmt. Er malt auch allerlei Interieur-Entwürfe: ein „Speisezimmer“, ein „ovales Zimmer“, ein „Schlafzimmer“ und auch sein „Liebesasyl“ ist ein dekorativ gestalteter Raum. Er scheint die Farben getreu in der Natur zu suchen, im Wald, im Blättergewirr, und nur die Form gestaltet der Wille. So ist seinen Entwürfen eine natürliche Beziehung zu der Landschaft gesichert, der er das Spiel der Farben entnimmt. Intim berühren die ganz anders gearteten Studien: „Grüner Wald“, „Rohrblumen“. Sie erfreuen durch die Wärme der Arbeit.

Georg Jahn liebt die einfachen Gegensätze. Er verliert sich nicht in Irrwege. Dadurch wahr er sich den großen Zug, die ungestörte Licht- und Schattenwirkung seiner Blätter. Er sieht die Wirklichkeit mit geradem Auge und nichts lenkt ihn täuschend und lodend vom Wege ab. Besonders gelungen sind die Porträts „Mein Vater“, „Meine Mutter“ und zwei Köpfe „Alte Frauen“. Jahn hat gelernt, das Charakteristische liebevoll zu sehen und wieder-

zugeben. Die Runzeln und Falten alter Gesichter giebt er peinlich genau, ohne in Neuzerlichkeit zu verfallen.

Es sind noch die ein wenig nervöseren Porträtstudien von Billh Schwarz zu erwähnen, der „Holländische Bauer“ Max Sterns (lebhafter Farbengegenatz), die anerkanntswerte Arbeit von G. Körner „Getreide nach dem Regen“ (die Luftstimmung ist gut gelungen), sowie die Arbeiten von F. Claus „Fischkästen“, „Kinder im Bach“, die farbig und lebendig sind. —

Astronomisches.

— Die Bewegung des Sonnensystems durch den Weltraum. Eine wichtige Untersuchung über die Richtung, nach welcher sich die Sonne samt der Erde und allen übrigen Planeten durch den Weltraum bewegt, und über die Geschwindigkeit dieser Bewegung, hat, nach der „Mölnischen Zeitung“, G. C. Comstock angestellt. Er gründet sie auf die scheinbaren Bewegungen von 67 lichtschwachen Sternen 9. bis 12. Größe, die während 50 Jahren auf verschiedenen Sternwarten genau beobachtet worden sind. Es ergab sich, daß die Sonne sich im Weltraum nach einer Richtung bewegt, die in der Richtung des Sternbildes des Fuchses liegt, was mit den früheren Ermittlungen, die auf die gemeinsame Grenze der Sternbilder Fuchs, Leier und Herkules hinweisen, gut übereinstimmt. Für die Geschwindigkeit der Sonnenbewegung fand sich die Größe von 23 Kilometer in der Sekunde, so daß also die Sonne Jahr für Jahr mehr als 700 Millionen Kilometer im Weltraume durchläuft, ohne daß dadurch selbst nach Jahrtausenden der Anblick des gestirnten Himmels für das bloße Auge sich merklich verändert hat. Dies ist natürlich lediglich eine Folge der ungeheuren Entfernung der Fixsterne. Aus der in Rede stehenden Untersuchung ergab sich übereinstimmend hiermit, daß die durchschnittliche Entfernung der 67 lichtschwachen Sterne von uns keinesfalls wesentlich geringer als 800 000 Milliarden Meilen ist, eine Entfernung, die der Lichtstrahl erst in 650 Jahren durchmessen kann. —

Humoristisches.

— Anstrengende Beschäftigung. „Na, Peggelbauer, was machst denn 'n ganzen Tag?“ „Mei! Quaschaun tu' i halt, wie d' Sau fett wer'n!“ —

— Die kleine Patientin. „Ach, Mama, ich bin so krank! — so krank wie damals, wo ich das gute Himbeer-Gelee bekam.“ —

— Injerat. Neueste Schweizer Wanduhr „Rothelfer“. Schlägt von 12 bis 3 Uhr nicht. Praktisch für Chemänner. — („Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Gerhart Hauptmann hat das Aufführungsrecht von „Rose Bernd“ für Wien dem Deutschen Volkstheater überlassen. Das Stück wird an dieser Bühne noch in diesem Monat mit Hansi Riese in der Titelrolle in Scene gehen. —

— An der Berliner Universität ist eine außerordentliche Professur für mittelalterliches Latein errichtet und mit dem bisherigen Privatdocenten Dr. Paul v. Winterfeld besetzt worden. —

— Ein neuer Mondatlas ist kürzlich in Amerika erschienen und von der Harvard-Sternwarte in Cambridge (Massachusetts) herausgegeben worden. Der Leiter dieser Sternwarte, W. S. Pidering, hatte auf der Insel Jamaica, in einem für astronomisch-photographische Beobachtungen besonders günstigen Klima, eine astronomische Station errichtet. —

— Die kanadische Regierung hat den deutschen Südpolardampfer „Gauß“ um 75 000 Dollar für den Kapitän Vernier gekauft. Danach scheint dessen Nordpolfahrt gesichert zu sein. —

— Wirkung der Pechblende. In der letzten Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien wurden zwei Stücke von Uranpechzerg aus Joachimsthal vorgezeigt, welche dem naturhistorischen Hofmuseum angehören. Das erste dieser Stücke ist in dem alten Katalog des Abtes Stütz verzeichnet, der im Jahre 1805 abgeschlossen wurde. Das zweite Stück wurde im Jahre 1807 angekauft. Professor Bede zeigte, daß die Einwirkung dieser Stücke auf die photographische Platte ebenso intensiv ist, wie die Einwirkung von Stücken, die in neuester Zeit aus Joachimsthal gekommen waren, und ebenso wurde von Professor Franz Exner nachgewiesen, daß die entladende Wirkung auf elektrisch geladene Körper ganz ebenso kräftig ist, wie bei frischen Stücken. Es ergibt sich hieraus der direkte Nachweis, daß nach diesen beiden Richtungen hin die Eigenschaften des Uranpechzerges im Laufe eines Jahrhunderts sich nicht in einer erkennbaren Weise geändert haben. —

c. Amerikanischer Humor. Der geheimnisvolle Fremde. Tommy (dessen Vater Journalist ist): „Sag, Mama, wer ist eigentlich dieser Mann, der jeden Sonntag kommt und mich durchhaut?“ Mutter: „Das ist Dein Papa, Tommy.“ —